

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 39

Artikel: Bern und Zürich
Autor: Walther, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648522>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eingeschlagen hätte. Sie hat den Mann, sich doch nicht zu ver-
sündigen. Hansseppli erwiderte jedoch mit erneutem Aufbrausen:

„Am Ende soll ich wohl dem Himmel noch danken, daß er
mit seinen Wolkenbrüchen gewütet hat, wie es die Hölle nicht
ärger hätte tun können! Ich war bis jetzt für alles dankbar und
habe gebetet, wie nur einer kann. Aber zu was denn noch beten,
wenn man nicht erhört wird? — Also! So will ich darauf ver-
zichten, und damit basta!“

Da war nun vorläufig bei Hansseppli nichts zu machen, und
es blieb dabei, bis seine Frau eines Tages drunten im Dorfe
dem Pfarrer begegnete und dieser ihr und den Ihren noch sein
Beileid über das Mißgeschick ausdrückte, dabei bemerkend:

„Nun hat der gute Hansseppli wohl so viel zu schaffen, daß
er am Sonntag keine Zeit mehr findet, in die Kirche zu kom-
men? . . . Du mußt ihm aber sagen, daß er ob der Arbeit die
Predigt nicht ganz vergessen solle, damit ihm im Unglück auch der
Trost nicht fehle. Er hat sich ja sonst immer an das Weisheits-
wort: Bete und arbeite, gehalten.“

Hierauf wußte ihm aber Rättheli etwas ganz anderes zu
erzählen, nämlich wie Hansseppli das Beten in seinem Haus
und Heim ausdrücklich abgeschafft habe und ihm keiner mehr
damit kommen dürfe.

Sehr erstaunt hörte der Pfarrer von diesen Dingen.

„Ach, ach“, machte er, schüttelte den Kopf und bemerkte
dann nach einigem Nachdenken: „Da scheint mir zu meiner Ver-
wunderung, daß Hansseppli wohl auch bisher nicht wahrhaft
und richtig gebetet hat. Komm einen Augenblick auf meine
Pfarrtute. Ich will dir etwas mitgeben für deinen Mann. Das,
was ich in den Blättern rot angestrichen habe, soll er alle Tage
vor dem Schlafengehen lesen, und wenn er damit fertig ist, will
ich ihm neue Blätter schicken. Und dann will ich doch hoffen, daß
sich Hansseppli bald eines Besseren besinne, schon am nächsten
Sonntag wieder in die Kirche kommt und jedenfalls am Bettag
unseres lieben Vaterlandes nicht fehlen wird . . .“

Und die Frau ging mit dem Pfarrer hinauf, und der gab
ihr weiter nichts als einen Haufen Zeitungen aus der letzten
Zeit, und in diesen waren allenthalben die großen Unglücksfälle,
Erdbeben, Volksseuchen, riesige Wetterverwüstungen, Feuers-
brünste, Schiffskatastrophen, Eisenbahn- und Flugunglücke,
Volksunruhen und Arbeitslosigkeit mit rotem Stift angestrichen.

„Siehst du“, bemerkte der Pfarrer noch, „daraus soll Hans-
seppli ersehen, daß wir meist unser eigenes, verhältnismäßig
kleines Unglück als zu groß zu betrachten gewohnt sind und dann
für die wahrhaft großen, unglückseligen Geschehnisse viel zu
wenig Mitgefühl haben, weil sie uns zu ferne liegen. Wer das
nun erkennt, der wird wohl auch wieder das Danken und Beten
lernen, in der Einsicht, daß das, was ihm an Schlimmen zuge-
stoßen, oft ganz gering ist gegen das, was so viele Tausende, ja
oft Millionen Menschen erleiden müssen.“

Die Frau nahm das Paket dankbar entgegen und verstand
es auch dafür zu sorgen, daß Hansseppli oft in den Blättern las
und auch mit ihr darüber zu sprechen begann.

Und siehe, eines Morgens, noch lange bevor die verwüste-
ten Felder und Äcker wieder hergestellt waren, sagte Hansseppli
am Tiſche: „Wir wollen nun doch wieder beten! Ich weiß auch
warum!“ Und er trug den Bitt- und Dankpruch selber mit deut-
licher Stimme vor.

Von da an wurde beim Staldenbauer wieder gebetet, aber
in einem anderen Sinne als vorher. Und am Eidgenössischen
Bettag war er mit den Seinen wieder einer der ersten in der
Kirche und nach der Predigt drückte er dem Pfarrer die Hand
und sagte:

„Ja, ja, ich weiß nun, daß man dem Himmel trotz allem
dankbar sein muß, wenn man nur gesund ist, arbeiten und fort-
bestehen kann.“

Seitdem sieht Hansseppli wieder zuversichtlicher in die Welt
und hält weitherziger als vorher an dem Spruche fest: **B e t e n**
u n d a r b e i t e n ! B. F.

Bern und Zürich

Keine Angst, lieber Leser, es handelt sich weder darum,
Zürich als Bundesstadt auszurufen, noch um die Verlegung von
Bundesämtern nach dorthin. Auch wo der Bund (un)geschiedener
Gemeinden seinen Kroneß abhalten will, steht nicht zur Dis-
kussion. Vielmehr geht es um die ganz simple Frage: „Wo ge-
fällt es dir besser, welche Stadt ist schöner — Zürich oder Bern?“
Sie, lieber Berner-Leser, werden natürlich, ohne sich zu befin-
nen, ausrufen: „Selbstverständlich Bern!“ Und wenn Sie mich
fragen, so ganz im Vertrauen, werde ich Ihnen ins Ohr flüstern:
„Ganz Ihrer Meinung, verehrter Freund!“ — Aber stellen Sie
sich vor, zu welcher Gewissensangelegenheit sich die Beantwor-
tung obiger Fragen für mich wandeln kann, wenn Sie mir,
einem Zürcher, in den „Mauern“ der Stadt an der Limmath
selber gestellt wird (und sie wurde gestellt!). Dabei möchte ich
mich winden wie ich wollte, und mich drehen wie ein geteilter
Regenwurm, antworten mußte ich! So fing ich denn an zu ver-
gleichen Bern contra Zürich. Beim Bahnhof fing ich an. Der
eine groß, hell und geräumig, der andere etwas dunkel und eng
und zum Umbau reif. Aber wie wenn es nur auf den Bahnhof
ankäme! So spazierte ich langsam die Hauptstraßen ab. Spital-
gasse, Marktgasse — Bahnhofstraße, Paradeplatz, See. Hier die
gemüthlichen Laubengänge, der geschäftliche Mittelpunkt der
Bundesstadt, auf der Straßenmitte die prächtigen Brunnen,
überhöhet von den weit vorspringenden Dächern der alten
Häuser — und dort der laute Verkehr einer Großstadt, mit

mächtigen Warenhäusern, grellen Reklamen, alles mit einer et-
was unpersönlichen Note. Nur etwas abseits davon auf dem
grünen Rasen blickt bescheiden Vater Pestalozzi von seinem
Sofal herunter. Dann und wann aber, wenn vorn am See beim
Bürkliplatz Gemüsemarkt ist, scheint das Bild der Großstadt ein
klein wenig verschwunden. — Vom Häusermeer am Zürichberg
blickt wuchtig und stolz die Universität, aber vor meinen Augen
schwebt eine andere, die, verdeckt durch grüne Bäume, von er-
höhtem Sitze aus zu einem Münster und einem Gebäude mit
riesiger Kuppel grüßt. Hier das Münster, das in seiner Art eben-
sogut in das mittelalterliche Stadtbild Berns paßt, wie dort das
Großmünster mit seinen Türmen in der geraden Linienführung
zur modernen Stadt am gläsernen See gehört. Hier auf Schritt
und Tritt Ruhe und Beschaulichkeit im Bildnis der Stadt, so
findet man dies dort höchstens noch hinter dem St. Peter auf
dem Lindenhof. — Zwei schöne Schweizerstädte, jede herrlich
in ihrer Art, zwei Repräsentantenstädte unseres Landes, die eine
als Großstadt mit Industrie, glänzenden Hotels und internatio-
nalem Verkehr — die andere schlicht und einfach, etwas steifer,
konventioneller vielleicht als Bundesstadt der Eidgenossenschaft,
mit engen Gassen, uralten Zeugen einer großen Vergangenheit,
umspinnen von hundert Sagen. Eine stolze Stadt, aber auch
eine heimelige Stadt auf ihrem Felsenkern, umflossen vom ewi-
gen Wellenspiel der Aare. Hans Walthert, jun.